



SILVIO VIETTA

EIN LEBEN IN
DEUTSCHLAND

Autobiographie **K&N**

Silvio Vietta

—

Ein Leben in Deutschland

Silvio Vietta war Professor für Literatur- und Kulturgeschichte an der Universität Hildesheim. Studium der Germanistik, Philosophie und Pädagogik. Expressionismus-, Romantik-, Moderneforschung sowie Forschungen zur Europäischen Kulturgeschichte und Globalisierung. Nietzsche-Preis des Landes Sachsen-Anhalt 2006/07.

Silvio Vietta

Ein Leben in Deutschland

Autobiographie

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH 2025
Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Umschlag: skh-softics / coverart
Umschlagabbildung: © Marc Pfetsch, 2025

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Sowa Sp. z o.o., Piaseczno, Polen
Printed in the EU

ISBN 978-3-8260-7934-4
eISBN 978-3-8260-9107-0

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de



Inhalt

Nächtlicher Besuch	11
Die Schwere Zeit	20
Mein Vater	36
Meine Mutter	92
Heidegger und Celan	132
Studium	177
1968 – Feminismus – Grünes Denken	191
Amerika	216
Bücher, Begegnungen	248
Frauen	289
Gadamer und das Altern	326
Im Jahre 2023: Rückkehr des Gottes des Gemetzels, Globalisierung und ihre Menschenbilder und Menschenrechte	342
Personenregister	347

Ein Leben in Deutschland

Für Irmela, die Glücksbringerin

Nächtlicher Besuch

1944 – kurz vor oder nach der Invasion alliierter Truppen in der Normandie am 6. Juni, die deutsche Armee befindet sich auf dem Rückzug, die Sirenen heulen in den Städten, die deutschen Städte werden in Tages- und Nachtflügen von England aus zu Ruinenstädten bombardiert, es sind die letzten Kriegswochen im Zweiten Weltkrieg.

Ich muss drei oder schon vier Jahre alt gewesen sein, als ich in unserer Wohnung in Stade an der Elbe nachts im Bett hochschreckte. Da waren fremde Geräusche in unserer Wohnung in der Teichstraße Nummer 23, in Stade an der Elbe. Stimmen, die ich nicht kannte. Fremde Stimmen. Ich rappelte mich aus dem Kinderbett, stand auf, tappte durch das dunkle Zimmer und ging den Geräuschen nach.

Im Wohnzimmer stand meine Mutter hell erleuchtet von zwei Scheinwerfern, die eine Gruppe von unbekannten Männern aufgestellt und scharf auf sie gerichtet hatten. Die Scheinwerfer waren an der linken und rechten Seite der Wand postiert, dazwischen standen die Männer mit ihren blitzenden Brillengläsern. Meine Mutter stand hell angestrahlt in einem Morgenmantel mit dem Rücken zum Klavier und blickte auf mich herunter, als ich das Zimmer betrat, ebenso die Männer mit ihren funkelnden Brillen aus dem Dunkel zwischen den Scheinwerfern. Meine Mutter packte mich an der Schulter und sagte:

»Geh sofort wieder ins Bett!«

Ich muss etwas gefragt haben. Sie fuhr mich erneut an:

»Geh sofort wieder ins Bett!«

Ich verdrückte mich aus dem Zimmer, schlich zurück in mein Bett, ahnte irgendetwas Schreckliches und schlief wieder ein.

Ich habe mich später gefragt, warum ich mich noch so genau an diese Szene aus der frühen Kindheit erinnerte. Ich verstand sie ja gar nicht. Aber genau das dürfte der Grund gewesen sein. Ein Kind riecht die Gefahr, auch wenn es die Bedrohung nicht genau versteht. Das Funkeln der Brillengläser der ungefähr zehn Männer im Hintergrund des ausgeleuchteten Raumes, der extrem angespannte Ton meiner von den unbekannten Lichtquellen hell erleuchteten Mutter vor dem Flügel in der Mitte des Zimmers, der ihr Halt gab. Und das Nachfunkeln des Bildes in meinem Kopf in der Nacht, als ich mich aus dem Zimmer wieder in mein Bett geschlichen hatte, in dem der Schrecken und die Angst noch immer aufgereiht in meinem Kopf standen.

Später, nach dem Krieg, gab mir meine Mutter Auskunft.

»Das waren die Männer der Gestapo gewesen, der Geheimen Staatspolizei. Die suchten damals mit Festnahme- und Erschießungsbefehl nach Deinem Vater.«

Von meiner Mutter wollten sie erfahren, wo Egon Vietta geblieben sei.

Mein Vater war damals nach Italien geflohen. Er gehörte zum politischen Widerstand, zur Gruppe der Weißen Rose in Hamburg. Das war eine lockere Gruppe von Künstlern, Lehrern, Medizinstudentinnen, die auch aus München Briefe der Weißen Rose nach Hamburg einschleusten.

Aber einer der Gruppe, Maurice Sachs, hatte die Gruppe verraten. Er war ein *agent provocateur* und gehörte zur Gruppe der Immoralisten um Jean Cocteau und André Gide. Er hatte das von Deutschen besetzte Paris verlassen und sich als freiwilliger Fremdarbeiter in Hamburg gemeldet. Der Mann war drogenabhängig und die Nazis nutzten seine Gier nach ›Stoff‹ aus, um Informationen aus ihm herauszuquetschen.

In einem solchen drogensüchtigen Zitterzustand hatte er wohl auch die Personengruppe, die sich in der Buchhandlung »Agentur

zum Rauhen Haus« am Jungfernstieg in Hamburg heimlich traf, verraten. Er hatte Ort und Namen genannt. Dann bekam er wieder sein Rauschgift und das Zittern hörte auf.

Viele dieser Widerstandskämpfer wurden gefangen genommen und vom ›Volksgerichtshof‹ des diabolischen Richters Roland Freisler zum Tode verurteilt. Einige kamen in den Gefängnissen noch in den letzten Kriegswochen um, andere wurden von den Alliierten danach daraus befreit.

Egon Vietta muss rechtzeitig Wind bekommen haben vom Verrat und konnte nach Italien fliehen, wo er sich bei Tarent in das Lager der Alliierten rettete. Der Maler Carlo Carrà – Anhänger der italienischen *Pittura metafisica*, hatte ihm den Weg durch den Apennin gewiesen.

Ich weiß nicht, was meine Mutter von all dem wusste, als die Gestapo sie nächtlich befragte. Sicher war nur, sie musste in dieser Situation um ihr Leben kämpfen. Und vielleicht auch um meines. Es gab ja die sogenannte ›Sippenhaft‹.

Sippenhaft: In der Nazizeit war das ein Druckmittel gegen die Verwandten eines in ihren Augen *Schuldigen*. Egon Vietta war ja geflohen, damit war auch seine Familie ›mitschuldig‹. Ich weiß nicht einmal, ob meine Mutter wirklich über diese Fluchtpläne meines Vaters aus Deutschland heraus informiert war. Egon Vietta war durch die Schweiz nach Italien geflohen und hatte sich von dort in die Gefangenschaft bei den in Tarent/Süditalien gelandeten Alliierten begeben.

Meine Eltern hatten sich im Spätherbst 1943 scheiden lassen, aber blieben in der gemeinsamen Wohnung in der Teichstraße 23 wohnen. War die Scheidung schon eine Sicherheitsmaßnahme vor der Flucht meines Vaters gewesen? Dass meine Mutter bei der Flucht des Vaters nicht mehr in Sippenhaft genommen werden konnte?

In der Verhörsituation drehte meine Mutter mit fraulichem Instinkt und dem Mut der Verzweifelten den Spieß der Befragung um:

»Ich flehe Sie an, sagen Sie mir doch, wo mein Mann geblieben ist!«

Da müssen die Gestapo-Männer nach einer Weile unverrichteter Dinge abgezogen sein. Wir sind damals vielleicht nur knapp am KZ vorbeigeschliddert. Der Gott des Gemetzels war knapp an uns vorbeigegangen.

Nach dem Krieg kehrte mein Vater zurück und wurde *entnazifiziert*. Der Maler Willi Baumeister und der jüdische Dichter Hermann Broch bürgten für ihn.

Es gibt Fotografien meiner Eltern aus Stade an der Elbe nach dem Kriege. Meine Mutter und mein Vater stehen da an einer Klinkerhauswand des Wohnblocks in der Teichstraße. Mein Vater blickt irgendwie verlegen durch seine helle Hornbrille in die Kamera, meine Mutter, die vor dem Krieg eine luxuriös schöne Frau und Anwältin bei Fiat in Rom gewesen war, wirkt in ihrer hoch gewachsenen Gestalt im knöchellangen Mantel schick, aber zugleich gealtert und verblasst. Sie blickt müde in die Kamera. Die blonden Locken kleben ihr um den Kopf. Wie oft war die Gestapo wohl schon während des Krieges in unserer Wohnung in der Teichstraße 23 gewesen und hatte sie und Egon Vietta ins Visier genommen? Ich weiß es nicht. Es wurde – wie in vielen Familien – nach dem Krieg nicht mehr viel über die Zeiten des Krieges gesprochen. Es musste ja auch erst der Schutt des Krieges abgeräumt und ein neues Leben aufgebaut werden.

Aber die Nerven lagen blank durch die Ängste des Krieges, das Heulen der Sirenen, die Drohungen der Nazi und ihrer Bluthunde, der Gestapo. Wenn meine Eltern stritten, verfiel meine Mutter sofort in den Ton des Schreiens. Sie schrie wegen Kleinigkeiten. Weil ihr Mann eine Tasche auf einen Tisch gestellt hatte, den sie für An-



Dorothea Vietta nach dem Krieg

deres vorgesehen hatte. Wenn mein Vater meiner Mutter aus einem seiner Manuskripte vorlas, schrie sie, er solle nicht so lange Sätze machen. Sie begann plötzlich und unvermittelt zu schreien, als würden sie seine zu langen Sätze strangulieren. Als müsse sie, wenn von so langen Sätzen umgarnt, um Luft ringen. Sie schrie das heraus, als ginge es um ihr Leben. Sie begann einfach sofort zu schreien, weil sie offenbar nach dem Krieg keine Nervenreserven mehr hatte.

Es waren wahrscheinlich ähnliche Ängste wie sie später Opponenten im Umgang mit der Stasi hatten. Viele Linke wollen nicht, dass man den Nazi-Staat mit der DDR vergleicht. Aber es waren ähnliche totalitäre Staatsformen. Und der einzelne Bürger, der sich dagegen auflehnte, war ein verlorener Mensch.

Ich kam übrigens viel später auch einmal in engere Berührung mit der Stasi. Das war Ende der Siebzigerjahre.

Ich besuchte mit meiner damaligen Frau Susanne von Westberlin aus den Osten der Stadt. Meine Frau war Anglistin und wir hatten ein paar Prospekte einer Anglisten-Konferenz an der FU bei uns, weil wir vergessen hatten, diese in unserem Hotel abzulegen. Beim Grenzübertritt nach Ost-Berlin gaben wir die Druckmaterialien korrekterweise ab, um keine Scherereien bei der Rückreise zu haben. Das waren ohnehin öffentlich zugängliche Materialien.

Genau diese Scherereien handelten wir uns aber damit ein. Als ich bei der Rückkehr in den Westen den Offizier am Bahnhof Friedrichstraße um die Rückgabe der Dokumente bat, forderte er uns auf, ihm zu folgen. Er lief im Eilschritt vor uns labyrinthische Wege treppauf und treppab, durch Holzbaracken und Höfe, bis wir schließlich in den Innenraum einer Holzbaracke geführt und dort im hellen Licht auf einer Holzbank abgesetzt wurden.

Es war mittlerweile etwa halb ein Uhr nachts und wir warteten. Es wurde halb zwei und wurde zwei Uhr und wir warteten immer noch im hellen Licht. Ich sagte zu Susanne:

»Natürlich hören die uns ab und wollen wissen, wer wir sind.«

Gegen halb drei stand ich auf und pochte an die Tür: Der Offizier, der uns durch die Gänge geführt hatte, öffnete mit erschrockenem Gesicht. Hinter ihm tauchte – mit grauem Gesicht und im abgewetzten Anzug – ein untersetzter Mann auf, der eigentliche Stasi-Offizier. Er winkt uns, rein zu kommen.

Was wir in Berlin wollten?

»Wir haben eben Ost-Berlin besucht«, sagte ich.

»Haben Sie dort Leute getroffen?«

»Nein.«

»Und wie gefiel Ihnen die Hauptstadt der DDR?«

Ich antwortete ausweichend, ganz gut, aber die großen Aufmarschstraßen und Plätze hätten uns nicht so gefallen.

Der Mann forschte uns dann noch ein bisschen aus über den Anglistenkongress und ließ uns dann laufen. Gegen fünf Uhr morgens waren wir in unserem Hotel in West-Berlin.

Später, nach der Wende, besuchten wir eine Pfarrersfamilie in Dresden, deren Tochter im Sommer 1990 bei uns zu Gast war. Pfarrer Goldhahn war gut informiert über die Stasi: »Sie hatte Proskriptionslisten, wen sie bei Aufstand gegen das Regime gefangen nehmen und erschießen würden.«

Als wir an dem durch eine hohe Mauer abgeschirmten Stasi-Gebäude an der Elbe entlang gingen, sagte er:

»Sie benutzten anfänglich sogar die Foltermanuale der Nazis. Die wurden lange Zeit einfach weiter genutzt. Sie haben hier hinter den Mauern auch Waterboarding gemacht und ihre Opfer so physisch und psychisch gebrochen.«

Wir gingen an einem Wohnblock vorbei, in dem viele Stasi-Mitarbeiter wohnten, wie uns Pfarrer Goldhahn sagte. Es war Juli 1990 und heiß. Aus fünf, sechs Fenstern des Wohnblocks lehnten sich einige der jetzt arbeitslosen, in Unterhemden oder T-Shirts bekleideten, fahlen Männer nach draußen. Die *Augen* von Stasimitarbeitern: Ich versuchte sie zu entziffern. Es waren tatsächlich mörderische Augen, die mich da anblickten, stechend, tödlich, furchtbar, aber jetzt auch irgendwie erkaltet. Oder vielleicht auch mit Angst besetzt. Es war ja klar: Ihre Zeit des Terrors war vorbei. Und vielleicht würden *sie* jetzt befragt.

Geheimpolizei, Foltermethoden und die Weitergabe von *Geheimpolizei-Wissen*: Letztlich ist die Urmutter all dieser Schrecknisse die ›heilige‹ Inquisition der katholischen Kirche. Sie war die erste polizei-

ähnliche Behörde, die die Grenzen der Belastbarkeit von Schmerzen bei Menschen austestete und solche Mittel auch rigoros anwendete. Ihr ging es um Häresie, Abweichung vom ›wahren Glauben‹. In den totalitären Staaten ging es um Abweichung von der kirchenähnlichen Partei. Immer ging es um den Nutzen des angeblich Guten, sei es Gott, sei es der germanische, sei es der kommunistische Staat. Die Inquisition hat als erste die Schmerzgrenzen des Menschen ausgetestet und den Gott des Gemetzels mit diesen geheimen Informationen gefüttert.

Im Roman *1984* von George Orwell belehrt der Folteroffizier O'Brien sein Opfer über die Art und Weise, wie effektive Folter geht. Es gilt, die Vorstellung des Opfers herauszufinden, die für diesen Menschen absolut unerträglich ist. Die Vorstellung von Ratten zum Beispiel, die, hungrig und gierig, mühsam von dünnen Stäben zurückgehalten werden, ins Gesicht des Opfers zu springen und sich durch die Augen des Opfers in dessen Gehirn durchzufressen. Der Angeklagte Smith hält das nicht aus. Er verrät seine Geliebte, kriecht vor der allmächtigen Partei zu Kreuze und lobpreist am Ende den ›Großen Bruder‹. Das 20. Jahrhundert war auch eines der großen Folterknechte und des Gottes des Gemetzels gewesen.

Nach der Wende habe ich das Museum der Staatssicherheit in Berlin besucht. Es befindet sich im Haus 1 des ehemaligen Geländes der Stasi und war Dienstsitz ihres langjährigen Chefs Erich Mielke. Was mich da als erstes beeindruckte, war ein *Geruch*: der Geruch eines unglaublich kleinbürgerlichen Miefs, der diese Räume des ehemaligen Geheimdienst-Terrors durchwaberte. Das Dienstzimmer von Mielke, die alte Kaffeemaschine dort, der Mief alter Möbel aus den Fünfziger- oder Sechzigerjahren vermischt mit dem Geruch von *Pulax*, dem DDR-Reinigungsmittel.

Wie konnten diese Kleinbürger, die hier einmal herrschten, so viel Angst verbreiten? Nun, sie hatten Macht. Mit Walter Ulbricht, dem

Vertrauten Mielkes, war in der DDR eine Mischung von Stalinismus und Kleinbürgerlichkeit an die Macht gekommen, die wesentlich mit für den Mief des ganzen sozialistischen Kleinstaates DDR mitverantwortlich war. Man konnte die Enge riechen, wenn man in die DDR kam.

Das alte und das neue Deutschland: die rechts- wie linkstotalitären Systeme, in denen der Einzelne nichts galt, aber das Kollektiv alles. Wer dagegen aufbegehrt, wird gebrochen – wie auch immer: Verhöre, Folter, Tod – alles ist dem totalitären Staat erlaubt.

Und das *neue Deutschland*: Entstehung in zwei Schüben und zwei Systemen 1949: BRD und DDR. Dann Ende der kommunistischen Vorherrschaft im Herbst 1989. War das überhaupt das Ende der Kollektivsysteme und ihrer weltausgreifenden Machtansprüche? Oder nur das *zeitweilige* Ende des großrussischen Machtanspruchs, also nur ein Ende auf Zeit für den Gott des Gemetzels?

Die Schwere Zeit

Im Mai 1945 war der Krieg zu Ende. Hitler hatte am 30. April Selbstmord begangen, im Mai kapitulierte Deutschland. In den Grenzen von 1937 wurde Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt und von einem Alliierten Kontrollrat verwaltet. Das von den russischen Truppen eingenommene Berlin wurde von den vier Siegermächten besetzt. Der Kontrollrat setzte die Beschlüsse von Potsdam im August um: Entmilitarisierung Deutschlands, planmäßige Entnazifizierung, Prozesse gegen die Kriegsverbrecher, von denen Goebbels und Himmler beide bereits im Mai 1945 ebenfalls Selbstmord verübt hatten. Dann aber zog sich der Gott des Gemetzels erst einmal aus Mitteleuropa zurück.

Zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Bildung des neuen Staates der Bundesrepublik Deutschland lag die ›Schwere Zeit‹. Es war die Zeit der gänzlichen Unterversorgung der Menschen in ihren ausgebombten Städten mit den Trümmerhaufen allerorten, je nach alliierter Besatzungsgebiet extrem karg oder – in der amerikanischen Zone – noch erträglich. Es war auch die Zeit der großen Trecks aus dem Osten nach dem Westen, aus Schlesien und anderen Gebieten der russisch besetzten Gebiete in die amerikanische Zone, 12 bis 15 Millionen Menschen, die sich von Osten nach Westen mit Leiterwagen, in Zügen, mit Koffern und Taschen, Kindern und Kinderwagen, in Bewegung gesetzt hatten und umgesiedelt wurden.

Am besten ging es den Menschen in der amerikanischen Besatzungszone. Die amerikanische Armee war versorgungstechnisch gut ausgestattet und die amerikanischen Soldaten verfügten über die besten Nahrungspakete. Viele der amerikanischen GIs schenkten

gutmütig den hinter ihren Jeeps herlaufenden deutschen Kindern Kaugummi und Schokolade, den »German Fräuleins« Extrageschenke ohnehin.

Am schlechtesten ging es der Bevölkerung in der russischen Besatzungszone, aber in der französischen und englischen auch nicht viel besser.

Im Nachkriegsdeutschland kursierten Gerüchte, wie die russischen Soldaten Häuser geplündert und Frauen vergewaltigt hätten. Viele Russen hätten nicht gewusst, was eine Toilette und was ein Waschbecken sei und das eine für dieses, das andere für jenes benutzt. Mit den Russen seien die Barbaren nach Deutschland eingedrungen. Diese Gerüchte unterschieden sich kaum von der NS-Propaganda. Auch in der französischen Besatzungszone wüteten wohl marokkanische Sturmtruppen, aber nicht so schlimm wie die Russen, sagte man.

Wir lagen in Stade an der Elbe wohl dazwischen, in der britischen Besatzungszone. England war wie Deutschland nach dem Krieg ein armes, ausgeblutetes Land, das mit seinen schmalen Reserven erst einmal die eigene Bevölkerung und die eigenen Soldaten zu ernähren hatte und nicht das eroberte Feindgebiet. Auch gab es in England genug Deutschenhasser, wie jenen »Bomber Harris«, Sir Arthur Travers Harris, Marshal of the Royal Army of the United Kingdom, der Deutschland in die Steinzeit zurückbombardieren wollte und am liebsten für immer klein halten.

Als der Konvoi von englischen Panzern in Stade an der Elbe einrollte, stand ich mit meiner Mutter am Straßenrand. Ich muss vier Jahre alt gewesen sein. Ein englischer Panzer nach dem anderen rollte an uns vorbei. Oben aus der Luke schauten die Panzeroffiziere, meistens mit geradem Blick voraus auf den vor ihnen rollenden Panzer. Ich war erstaunt, wie viele Panzer die Engländer hatten. Der Konvoi wollte nicht enden. Plötzlich sah ich auf der anderen Straßenseite

einen Spielfreund. Ich wollte zu ihm, riss mich von der Hand meiner Mutter los und rannte zwischen den Panzern durch.

Der Panzer hinter mir stoppte abrupt, sonst hätte er mich wohl überrollt. Der ganze Konvoi bremste und stand. Meine Mutter sprang nun auch dazwischen und zerrte mich an der Hand zurück. Mit der einen Hand hielt sie mich, mit der anderen Hand begann sie sofort mir am Straßenrand auf den Hintern zu klopfen. Zwischen dem sich auf- und abbewegenden Arm meiner Mutter sah ich noch, wie der junge Panzeroffizier, der für mich abgebremst hatte, auf die Szene am Straßenrand herunterschaute und grinste. Dann rollte, während meine Mutter nicht aufhörte, mich abzustrafen, der ganze Konvoi der Panzer wieder rasselnd an, weiter und an uns vorbei.

In Stade an der Elbe gähnte der Hunger. Das Einzige, was es immer noch dank der Nordsee und der Fischer und ihren alten Fischkuttern dort gab, waren Fische und Fischöl. Die Menschen in Stade buken alles, was sie noch hatten: ein paar Kartoffeln, Rüben, etwas Brot, aber auch Pappe: in Fischöl. Morgens, mittags und abends wurde alles, was die Menschen in Stade noch zum Essen hatten, in Fischöl ausgebacken. Und zum Glück gab es immer auch Fisch. Die ganze Stadt roch nach Fisch und Fischöl. Am Tag quoll der penetrante Gestank von Fischöl aus den Küchen der Wohnhäuser heraus über die Straßen von Stade an der Elbe. Es galt als gutes Rezept, das Fischöl möglichst stark zu erhitzen, damit man den penetranten Geschmack nicht so wahrnimmt. Beim Essen haben sich wohl viele in Stade auch den Mund verbrannt.

Auch die öffentlichen Gebäude rochen nach Fisch wie nach Fischöl. Die Menschen in der schweren Nachkriegszeit trugen diesen Geruch in ihren alten, abgewetzten Mänteln, Pullovern und Kleidern mit sich herum. Wo der Gestank von Fisch und Fischöl drin war, ging er so

schnell nicht raus. Der Gestank klebte und haftete an den Menschen, wo immer sie waren.

Am schlimmsten war es in den Zügen. Die Züge nach Hamburg. Sie waren vollgestopft mit Menschen. Nicht nur die Abteile waren voll, es saßen auch Menschen auf den Zügen, wie wir es heute von Bildern aus Indien kennen. Züge, die schwarz waren von Menschen in und auf den Waggons. Und natürlich alle eingehüllt in Fischöl, der ganze Zug fuhr mit seiner dunklen Rauchfahne in einer Geruchswolke aus Ruß und Fischöl von Stade nach Hamburg.

Woher kamen eigentlich all diese Menschen, die von Stade an der Elbe nach Hamburg fahren und in und auf den Zügen nach Hamburg saßen? Ich wusste es damals nicht. Es waren schon Massen an Ostflüchtlingen, die über Cuxhaven und Stade nach Süden wollten und auf ihrer Route erst einmal Hamburg erreichten.

Eine Quelle für besondere Leckerbissen auch in den Zeiten des Mangels war das Alte Land. Das Alte Land ist ein Stück fruchtbare Elbmarsch zwischen Stade und Hamburg. Im Frühjahr blühen im Alten Land unzählige Kirsch-, Äpfel- und andere Fruchtbäume. Auf den Weiden standen Schafe und Rinder. Die Bäume blühten und trugen Früchte auch im Krieg und sie blühten und schenkten Früchte auch in der ›Schweren Zeit‹.

Im Alten Land wohnten besonders reiche Bauern. Diese Bauern hatten immer etwas Gutes zum Essen. Sie hatten eben Kühe und sie hatten somit auch Milch und Butter. Sie hatten auch Schweine und Gänse und Hühner und hatten somit Fleisch und Wurst und Eier und Käse. Man erzählte in Stade, dass die Bauern im Alten Land »stinkreich« seien und in ihren Schweineställen sogar Perserteppiche auslügen.

Ins Alte Land fahren die Städter aus Hamburg und auch aus Stade und von überall her, um Lebensmittel einzutauschen. Der Einkauf

basierte auf Naturalientausch. Die alte Reichsmark war nicht mehr viel wert. Die Bauern wollten Sachwerte für ihre guten Lebensmittel. Ich erinnere mich, wie meine Mutter eine Silberschale in eine Decke wickelte und sagte:

»Wir fahren jetzt ins Alte Land.«

Wir hatten ein altes Auto, einen Fiat Topolino. Ich glaube, meine Mutter hatte ihn noch aus Italien mitgebracht. Damit fuhr ich mit meiner Mutter ins Alte Land. Sie wusste genau, wohin sie fahren musste, sie kannte dort schon einen Bauern, bei dem sie ihre Wertsachen gegen Lebensmittel tauschen konnte.

Wir hielten vor einem der reichen und schönen Fachwerkbauernhöfen im Alten Land. Ich blieb im Auto sitzen, meine Mutter sprang raus mit der Decke und dem darin vergrabenen Silberschatz. Sie blieb eine Weile im Haus, dann kam sie zurück mit Butter, etwas Schinken, Brot, Wurst, in Packpapier verpackt. Es war eine reiche Essensbeute, die sie auf die Rückbank des kleinen Topolino legte. Sie sagte, die Bauern seien freundlich gewesen. Sie sagte, sie hätte etwas Gutes zu Essen mitgebracht. Sie sagte, ich könne mich auf das Abendessen freuen.

Aber Essen blieb trotzdem immer knapp. In unserer Wohnung wohnte auch die Halbschwester meines Vaters, Tante Hanni. Sie stammte aus erster Ehe meines Großvaters Anton Fritz und war irgendwann während des Krieges ausgebombt worden und mit ihren zwei halbwüchsigen Jungen in die Beamtenwohnung meiner Eltern zugezogen. Für ihre beiden Jungen kochte Tante Hanni zuweilen Pappe mit Fischresten und Fischöl auf, um deren Hunger irgendwie zu stillen. Es war eben die ›Schwere Zeit‹.

In dieser ›Schweren Zeit‹ kamen nun auch die ersten Männer aus der Gefangenschaft zurück. Die waren zumeist noch dünner, klappriger, ausgehungert als die zurückgebliebene Zivilbevölkerung.

Mein Vater kam 1945 aus dem Internierungslager der Engländer in Tarent/Süditalien zurück. Er war 1944 in den letzten Kriegstagen mit Hilfe des Malers Carlo Carrà über die damalige Frontlinie südlich von Florenz geflohen und dann von den Engländern ins Internierungslager bei Tarent gebracht worden. Mein Vater hatte dort Gedichte von John Keats übersetzt und auch an eigenen Theaterstücken gearbeitet, darunter an seinem Drama »Monte Cassino« und an den »Briefe(n) über den Tanz«. Er hatte sich in dem Elend der Kriegs- und Nachkriegszeit immer auch durch geistige Arbeit spirituell über Wasser gehalten und darin gleichsam »überwintert«.

Als er erkrankte, schickten ihn die Engländer, die seinen Zivilstatus anerkannten, in ein Hospital nach Neapel. Dort schrieb er am 29. August 1945 einen Dankes- und Abschiedsbrief an den behandelnden Arzt. Auf dem Rückweg nach Deutschland besuchte er noch italienische Freunde und auch den Dichter Stefan Andres in Positano, der dort seit 1933 mit seiner jüdischen Frau zurückgezogen lebte, bis er 1949/50 wieder repatriiert wurde und mit seiner Familie in die BRD zurückkehrte.

Als mein Vater aus Italien über Celle zurück nach Stade kam, war ich fünf Jahre. Mein Vater sah ziemlich ausgehungert aus. Der Hosenstoff schlotterte um seine bohnenstangendünnen Beine, das Gesicht mit dem braunen Teint war grau und eingefallen, unter den strähnig langen und nach hinten gekämmten schwarzen Haaren zwischen den großen Geheimratsecken um die hervorspringende Stirn staken müde Augen.

Als mein Vater nach Hause kam, waren die Frauen in heller Aufregung. Tante Hanni lief aus dem Hause und war für einige Zeit verschwunden. Dann kam sie zurück gerannt und hatte in der Hand eine Flasche und einen Korb. Sie hatte in der Flasche einen Schluck Rotwein und im Korb einige Eier. Ich weiß nicht, woher sie das orga-

nisiert hatte. Meine Mutter und Tante Hanni gingen gleich daran, den Wein in ein Glas zu schütten und zwei Eigelb einzurühren, dazu eine Prise Zucker. Alles wurde verquirlt und dann dem Heimkehrer, der in sich versunken auf einem Stuhl saß, eingeflößt. Man Vater trank die Infusion, die ihn auf die Beine bringen sollte. Es war ein probates Mittel, das sich die Frauen in unserer Straße mitgeteilt hatten, mit dem die Männer wieder zu Kräften kommen sollten, Rotwein mit Eigelb und Zucker verrührt. Es scheint sein Ziel nicht verfehlt zu haben. Schon bald nach seiner Rückkehr wurde meine Schwester Yvonne in der Teichstraße 23 geboren.

Die Geburt meiner Schwester im Juni 1948 war für mich kein schönes Ereignis. Meine Schwester wurde in einer Hausgeburt in der Teich-



Meine Schwester Yvonne

straße 23 mit der Hilfe einer erfahrenen Hebamme entbunden. Vor der Treppe hatten sich eine Menge Kinder aus dem ganzen Wohnblock versammelt. Die hatten gehört, dass hinter der Wohnungstür ein Baby geboren würde. Aus der Wohnung roch es scharf nach Lysol und anderen Desinfektionsmitteln.

Ich wartete inmitten dieser Kinderschar und in dieser Geruchswolke eine lange Weile. Schließlich öffnete sich die Tür und die Hebamme zeigte ein auf einem Kissen gebettetes süßes rosa Baby der Kindergruppe. Dann legte sie dieses neu geborene Baby einem Mädchen in der ersten Reihe, einer gewissen Renate, in die Arme. Nicht mir, ihrem Bruder, sondern dieser Renate. Die war eher meine Feindin als Freundin. Ich mochte diese Renate nicht, die jetzt meine Schwester zum Wiegen halten durfte. Ich stellte mich hinter diese Renate und wendete mich an die Hebamme.

»Darf ich auch mal das Baby halten.«

»Nein, das ist genug.«

»Aber ich bin der Bruder des Babys.«

»Ist was für Mädchen, nicht für Jungen.«

Ein Baby halten, nicht für Jungen, nur was für Mädchen! Ich war baff und betrübt. Ich denke, die Hebamme hat ihr Rollenbild der Geschlechter ungebrochen aus dem Nazireich übernommen. Mädchen halten Babys, Jungen fahren Panzer. Unterweilen hatte sich die Tür wieder hinter der Hebamme mit Baby geschlossen. Die Chance, die kleiner Schwester auch schon mal im Arm zu halten, war vorbei.

Und noch etwas anderes begann 1948: meine *Schulzeit*. Ich wurde 1948 eingeschult in die »Volksschule II« in Stade an der Elbe. Mein damaliger Lehrer in den ersten beiden Klassen war, wie ich meinem alten Zeugnis entnehme, ein Herr Lehmann. Er stellte mir nach dem ersten halben Jahr ein »Gesamtzeugnis gut« aus, in den nächsten Halbjahren alle Noten »2«: Beteiligung am Unterricht, Verhalten,

Lesen, Schreiben, Rechnen, Heimatkunde. Dann ab der dritten Klasse hatten wir einen Lehrer mit Namen Fritz, an den ich mich noch gut erinnere. Er brachte uns das Einmaleins bei, indem er sich vor dem Schüler aufpflanzte und die Aufgaben hinausposaunte:

»4 mal 3!!!«

»6 mal 6!!!«

»7 mal 9!!!«

Der adressierte Schüler musste aufspringen und die entsprechende Zahl nennen. Schuldrill wie im 19. Jahrhundert! Aber: Ich kann das Einmaleins noch heute im Schlaf runterrasseln. Und wenn in einem Restaurant heute die Bedienung mal die Posten nicht zusammenzählen kann, helfe ich ihr oder ihm schnell beim Rechnen.

Ähnlich ging es mit dem Lesen. Wir mussten Abschnitte aus unserem Lesebuch laut vorlesen und lernten auch die Abschnitte inhaltlich zusammenzufassen. Ein gutes Training. Geschrieben wurde noch auf einer Schiefertafel, in welche man die Buchstaben gleichsam einritzen musste.

Wenn heute 25 % der Schüler in Bremen und Berlin das Einmaleins auch nach der Grundschule so wenig können wie einen Text lesen und zusammenfassen, frage ich mich, ob nicht die heutige Pädagogik etwas falsch macht. Aber natürlich hat die heutige Grundschule auch das Problem, dass darin Kinder sitzen, die der deutschen Sprache schlecht oder gar nicht mächtig sind. Wie soll da ein Lehrer unterrichten können? Deutschland ist, wie ich einem Artikel aus der WELT entnehme, »führend, was die Kinder angeht, die die Schule nicht schaffen.« Aber das sind schon die Zeichen des drohenden deutschen Niedergangs im ersten Drittel des 21. Jahrhunderts, jetzt sind wir noch in der Phase des Neuanfangs.

Dazu gehört aber auch eine Szene wie die folgende: Irgendwann nach Kriegsende ging ich mit meiner Mutter entlang einer Straße neben

dem Flüsschen Schwinge, das sich durch Stade hindurch schlängelte auf dem Weg in Richtung Elbe. Meine Mutter hatte sich wieder ein bisschen geschminkt, ein dunkles Kostüm angezogen und einen Hut aufgesetzt. Während des Krieges hatte sie nicht gewagt, so durch das Städtchen zu laufen. Sie war ja eine hochgewachsene, schöne, blonde Frau, die in Rom Jura studiert hatte und als Anwältin bei Fiat gearbeitet hatte. Bilder aus dieser Vorkriegszeit zeigen eine elegante Frau in großem Luxus: Meine Mutter mit leuchtenden Augen in ihrer italienischen Wohnung vor einem großen runden Spiegel. Meine Mutter mit zwei afghanischen Windhunden in einer Art Strick-Bikini am Strand von Juan les Pins in Südfrankreich. Meine Mutter mit Sonnenbrille und breitem Lachen vor dem Trevi-Brunnen in Rom.

Als sie während des Krieges nach Stade kam und dort über die Straße ging, wurde sie angepöbelt:

»Eine deutsche Frau schminkt sich nicht.«

Was war die Rolle der deutschen Frau im Kriege? Sie schenkte ›dem Führer‹ Kinder. Jetzt wagte meine Mutter es wieder, die Lippen zu schminken. Ich ging mit meiner Mutter in schnellen Schritten auf der Stader Straße. Ich weiß nicht mehr genau, wohin wir damals unterwegs waren.

Plötzlich kam uns auf der Straße neben dem Flusslauf ein Mann entgegen. Und ebenso plötzlich verlangsamte meine Mutter ihren Schritt. Dann schritt sie wieder beschleunigt auf diesen entgegenkommenden Mann zu. Ich hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten und ihr zu folgen. Der Mann kam näher und nun direkt auf uns zu. Er hatte funkelnde runde Brillengläser vor den Augen und einen dunklen Hut auf.

Als wir auf gleicher Höhe mit dem Mann waren und aneinander vorbeigingen, spuckte meine Mutter vor dem Mann auf den Fußsteig. Sie spuckte vor dem Mann aus. Der verzögerte einen Moment seinen Schritt, ging dann eilig weiter, den Kopf steif nach vorne gerichtet, als

hätte er nichts bemerkt. Ich habe meine Mutter nie spucken gesehen, geschweige denn vor einem anderen Menschen. Ich fragte sie, warum sie vor dem Manne ausgespuckt habe. Sie sagte:

»Das war einer von der Gestapo, der mich damals nachts verhört hat.«

Natürlich war Deutschland noch voll jener Männer und Frauen, die Hitler und das Dritte Reich unterstützt hatten. Nicht nur die Mitläufer, auch die aktiv Beteiligten am System. Nazis, die nun keine Nazis mehr sein wollten. Die möglichst bald alle Spuren ihrer Vergangenheit verwischen wollten. Die so taten, als hätten sie nie etwas mit dem Nazi-Regime zu tun gehabt. Die sogar so taten, als hätten sie zum politischen Widerstand gehört. Die sich von Freunden oder Bekannten »Persilscheine« – so nannte man das – ihrer Unbescholtenheit ausstellen ließen und damit ihre Entnazifizierung beantragten. Die – wie auch dieser Gestapo-Mann – einfach weiter durch die Städte liefen, als hätten sie nie etwas darin verbrochen und als wäre nichts in der Zwischenzeit geschehen. Ich weiß nicht, wie dieser Mann das geschafft hat, als ehemaliger Gestapo-Mann auch nach dem Krieg noch so unbehelligt durch die Stadt laufen zu dürfen. Es war einfach einer jener Alt-Nazis, die weiter durch die Straßen der Städte liefen, als wäre nichts geschehen.

In den *Nürnberger Prozessen* von 1945/46 waren ja nur wenige herausragende Nationalsozialisten angeklagt worden. Von den 24 Angeklagten wurden zwölf zum Tode durch den Strang verurteilt, so der Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel, Reichsinnenminister Wilhelm Frick, der Gauleiter in Franken und Herausgeber der Hetzschrift »Der Stürmer«, Julius Streicher. Hermann Göring beging mit Zyankali Selbstmord. Sieben Angeklagte wurden zu Haftstrafen

zwischen zehn Jahren und lebenslänglich verurteilt, lebenslänglich erhielt auch der ›Führer-Stellvertreter‹ Rudolf Heß, der 1940 mit den Briten einen Sonderfrieden hatte schließen wollen. Freigesprochen wurden Franz von Papen und der Finanzier Hitlers, Hjalmar Schacht.

Die ›Schwere Zeit‹ war auch eine finstere Zeit. Die Städte waren zerstört, die Lichter ausgegangen und eine bleierne Dunkelheit lag als Nachschatten des Naziregimes über den Städten. Hamburg war in der Operation »Gomorrha« von der englisch-amerikanischen Luftflotte im Sommer 1943 schrecklich zerstört worden. Der Gott des Gemetzels, mit dessen Hilfe Hitler die Welt erobern wollte, hatte am Ende nur noch über Deutschland gewütet und hatte ein zerbombtes und weitgehend ausgelöschtes Deutschland zurückgelassen.

Aber bald nach dem Kriege regte sich in den Ruinen neues Leben. Meine Tante und ihr Mann, der Arzt war, zogen bald nach Kriegsende von Winsen an der Luhe, wohin sie vor dem Bombardement geflohen waren, wieder zurück nach Hamburg. Mein Onkel eröffnete in Wandsbek eine Praxis.

Meine Vettern Rudolf und Paul waren ein paar Jahre älter als ich. Sie nahmen mich mit auf Schrottsuche in die Ruinen von Hamburg. Wir Kinder sammelten dort Schrott und verkauften ihn an einen Schrotthändler in Wandsbeck. Das war schon nach 1948. Der Schrotthändler zahlte in gutem neuen Geld, D-Mark und Pfennige. 50 Pfennig für ein paar Eisenteile oder zwei Mark für edleres Metall, das war viel Geld für uns Kinder. Ich hatte die Aufgabe, Schmiere zu stehen. Ich sollte die anderen warnen, wenn ein ›Schupo‹ kam.

Ich stand träumend auf der Straße. Plötzlich stand ein Polizist direkt vor mir. Ich hatte ihn in meiner Träumerei nicht kommen sehen. Jetzt war die Gefahr brandnah da. Ich machte auf dem Absatz kehrt und rannte zu meinen Vettern um sie zu warnen. Wir Jungen rannten

wie die Wiesel über die Gartenzäune hinweg und davon, bis die Luft wieder rein war.

Im Krankenhaus in Stade lag meine Oma, die Mutter meines Vaters, Isabella Vietta. Sie war eine Frau aus niederem italienischem Adel – di Vietta. Ihr Vater Macedonio di Vietta war Stallmeister gewesen beim Grafen von Parma. Der hatte in zweiter Ehe eine Wiener Adlige geheiratet, Elisabeth Freiin Walser zu Wendesheim. Aus dieser Ehe stammte meine Großmutter.

Meine Großmutter war eine schöne, gebildete Frau, hatte in Wien Abitur gemacht, aber lange Zeit nicht den Mann gefunden, den sie heiraten wollte. Schließlich hatte sie über eine Annonce einen deutschen Unternehmer kennengelernt, der eine Tabakmaschinenfabrik besaß, Anton Fritz. Den heiratete sie. Für Anton Fritz war das die zweite Ehe. Aus dieser Ehe stammt mein Vater. Meine Oma war bei dessen Geburt im Jahre 1903 schon 39 Jahre alt.

Der Familie ging es erst gut, die Tabakfabrik in Oberbaden florierte. Dann zog die Familie 1914 nach Berlin, in die Innenstadt nahe der Friedrichstraße. Der Krieg begann und die Geschäfte liefen schlecht. Schließlich musste Anton Fritz Konkurs anmelden. Egon Fritz-Vietta musste schon früh gelernt haben in und mit der Armut zu leben.

Die Mutter meines Vaters – Isabella Vietta – war schon seit vielen Jahren erblindet und lag nun im Krankenhaus in Stade schwer erkrankt. Dort besuchte ich sie zusammen mit meiner Mutter. Wir gingen in das Krankenhaus hinein und hinauf in das Zimmer, in dem sie lag. Im Krankenzimmer lag die alte Dame wie aufgebahrt. Ihr kleiner dunkler Kopf mit den dunklen, kruseligen Haaren und den weit geöffneten, blicklosen Augen lag eingebettet in den weißen Kissen, von denen sie ringsum wie von großen flauschigen Wolken

umgeben war. Sie hatte nur noch eine leise Stimme, wie aus dem Jenseits. Meine Mutter sagte:

»Silvio ist auch hier.«

Sie richtete aus ihren Kissen ein paar italienische Sätze an mich, die ich kaum hörte und nicht verstand. Sie war schon entrückt in ihrem weißen Himmelbett über mir.

Wenige Tage danach sagte mir meine Mutter:

»Die Oma Isabella ist gestorben«.

Meine Eltern besprachen lange, ob sie einen teuren Grabstein auf das Grab setzen wollten. Viel Geld hatten wir nicht und der Grabstein sollte 1000 D-Mark kosten. Schließlich entschieden sie sich für den Grabstein, eine Engelskulptur. Er wurde einige Zeit nach dem Begräbnis auf das Grab gesetzt. Als ich viele Jahre später wieder einmal nach Stade kam und das Grab suchte, war es verschwunden, das Grab aufgelassen, der Engel entflohen.

Die ›Schwere Zeit‹ endete schlagartig mit der *Währungsreform*. Sie trat am 20. Juni 1948 in den drei Besatzungszonen der Amerikaner, Engländer und Franzosen in Kraft. Die D-Mark wurde eingeführt und war nun einziges gesetzliches Zahlungsmittel in diesen Zonen und eine wichtige Voraussetzung für die Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1949.

Meine Mutter sagte: »Wir gehen jetzt und holen das neue Geld ab.«

Das ›neue Geld‹ gab es auf einer Ausgabestelle im Rathaus. Ich ging mit meiner Mutter dorthin. Eine lange Schlange von Menschen stand dort an, um das neue Geld abzuholen. Als wir dran kamen, mussten wir unsere Papiere vorzeigen. Dann wurde meiner Mutter 80 D-Mark ausbezahlt, pro Kopf 40 D-Mark. Ich war stolz, dass ich auch schon 40 D-Mark wert war.

Mit einem Male waren nun auch alle Regale der kleinen Läden mit Kolonialwaren, Lebensmitteln, Kleidung gefüllt, der Warenmangel

der ›Schweren Zeit‹ hatte sich wie mit dem Zauberstab in Warenüberschuss verwandelt. Auf den Regalen, die vorher leer waren, stapelten sich nun schöne bunte Sachen.

Die Warentransporte mussten bereits vor dem 20. Juni an den drei deutschen Besatzungsgrenzen auf Lauer gelegen haben, bis das neue Geld da war. Auch die inländischen Produzenten hatten sich wohl bis zu diesem Tage zurückgehalten.

Aber nun war es da, das neue Geld und damit auch eine Fülle an Waren, die man damit kaufen konnte. Natürlich hielt der kleine Betrag nicht lange an. Er floss aus dem Portemonnaie für all diese guten Dinge, Lebensmittel insbesondere, ›gute Butter‹, Wurstwaren, sogar Schinken, Käse aus Holland und Frankreich. Auf einmal gab es das alles. Die 40 D-Mark pro Kopf waren ja auch nur ein Startkapital. Aber damit begann nun ein neues Kapitel der deutschen Geschichte. Und endete die ›Schwere Zeit‹.

Mit dem neuen, guten Geld blühte eine neue Wirtschaft auf. Ein wichtiger Faktor dabei war der Zusammenschluss zunächst der britischen und der amerikanischen Zone im Jahre 1948, der sich 1949 auch die französische Zone anschloss. Am 23. Mai 1949 wurde ein vorläufiges Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland erlassen, im August Wahlen zum ersten deutschen Bundestag durchgeführt. Es bildete sich eine Regierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer und dem Bundespräsidenten Theodor Heuss.

Ein Motor des wirtschaftlichen Neuanfangs für Deutschland und das ganze westliche Europa war dabei die Wirtschaftshilfe der USA auf der Grundlage des *Marshallplans* in Höhe von 12,4 Milliarden Dollar, wie vom Kongress der Vereinigten Staaten beschlossen. Ein solcher Wirtschaftsanschub fehlte der im Oktober 1949 gegründeten DDR mit ihrer Volkskammer um Otto Grotewohl als erstem Ministerpräsidenten und dem schrecklichen Walter Ulbricht, der seit 1950 der ei-